

## Erlebnis- und Erfahrungsberichte Alter Kameraden:

### Farmer in Südwestafrika

Von H. J. v. H a s e (30/32)

Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre meldeten sich viele junge Deutsche zur Aufnahme in die DKS. Die deutsche Landwirtschaft machte bitterste Notzeiten durch. Dadurch entstand bei manchem angehenden Landwirt der Gedanke auszuwandern. Die DKS bot dafür die richtige Ausbildung.

Kaum einer von uns damaligen Schülern hatte Verbindungen nach Übersee oder gar eine Anstellung in Aussicht. Man hoffte, nach der Diplomprüfung irgendwie den Anschluß zu finden, wie so mancher vorher. Als ich im 2. Semester war, kam ein früherer DKSer, der schon lange in Übersee lebte, nach Witzenhausen zu Besuch und kaufte in einem Schuhladen 56 Paar Schuhe ein, die er für sich und seine Arbeiter auf seine Farm nach Afrika mitnahm. Das machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck: Ein Alter Herr, der es soweit gebracht hatte, daß er 56 Paar Schuhe auf einmal kaufen konnte! Man konnte sich in der damaligen wirtschaftlichen Krisenzeit gar nicht vorstellen, daß man selbst einmal wirklich vorwärtskommen oder gar selbständig werden würde. Deshalb will ich heute im „Tropenlandwirt“ berichten, wie der Weg zur Selbständigkeit eines jungen DKSers aussah.

Ende 1932 bestand ich mein Diplom. Alle bis dahin angeknüpften Verhandlungen wegen einer Anstellung hatten zu keinem Ergebnis geführt. Die Fühler hatte ich ausgestreckt nach Niederländisch-Indien, Schanghai, Angola und Fernando Po. Alles zerschlug sich. In der Heimat hinderten 7 Millionen Arbeitslose jede Möglichkeit einer Tätigkeit. Da bot als Rettungsanker der Vater meines DKSer Freundes Harald Voigts, Okahandja SWA, an, daß ich als Eleve auf einer seiner Farmen antreten könnte. Ich griff sofort zu, obwohl keine Bezahlung in Aussicht stand. Mir schien die Hauptsache, erst einmal irgendwo Fuß zu fassen. Alles andere würde ja von mir selber abhängen.

Anfang Januar 1933 reiste ich auf dem Woermann dampfer „Watussi“ von Hamburg aus. Mein Vater bezahlte mir die Überfahrt und das damals erforderliche Einreisedepot in Höhe von 40 £, dazu gab er mir für den Notfall eine eiserne Reserve von 20 £ mit. Nie wieder habe ich später meinen Vater um einen Zuschuß bitten müssen. Er hatte mir das Wertvollste mitgegeben, was ein junger Mensch besitzen kann: Eine straffe Erziehung und eine gute Ausbildung.

Im Februar 1933 kamen wir in Walfischbucht an. 3 Tage blieb ich im nahe gelegenen Swakopmund, dem früheren Hafen der Kaiserlichen Schutztruppe, weil der Zug ins Inland nur zweimal in der Woche verkehrt. Ich empfand kaum die Fremde, denn Umgangssprache, Stadtbild und Kultur waren deutsch. Selbst die Eingeborenen sprachen fast alle deutsch. Bei späteren Besuchen anderer Länder Afrikas wurde mir erst klar, daß Südwest- und Südafrika weit mehr den Stempel des Weißen tragen und sich daher die deutsche Kultur so stark bemerkbar macht. Grund dafür ist das Zahlenverhältnis von etwa 1 : 3 weiß zu schwarz, im Gegensatz zu 1 : 100 bis 1 : 1000 in fast allen anderen afrikanischen Gebieten.

Nach einer nächtlichen Bahnfahrt durch die verkehrsfeindliche Namibwüste, die sich etwa 150 km breit zwischen Küste und Siedlungsgebiet erstreckt, kam ich bei Freund Voigts in Okahandja an. Aber auch in SW geriet ich mitten in eine doppelte Krise. Das Land litt unter einem krassen Rückgang aller Produktpreise als Folge der Weltwirtschaftskrise; außerdem befand es sich mitten in einer langjährigen Dürreperiode. Mir fiel jedoch die Dürre nicht besonders auf, denn SW war ganz so, wie ich es mir vorgestellt hatte: dürr und ohne jeden Grasbewuchs. Um so erstaunter war ich ein Jahr später, als sich das ganze Land mit saftigen, grünen Weiden bedeckte.

Bald trat ich dann als Hilfe des Farmverwalters auf Farm Krumhuk, etwa 20 km von Windhuk gelegen, an. Auf der ca. 18 000 ha großen Gebirgsfarm (1800—2000 m über dem Meeresspiegel) weideten etwa 1000 Rinder und 1500 Karakulschafe. Ein Auto gab es nicht, alle Arbeiten wurden zu Pferd, mit der Pferdekarre oder dem Ochsenwagen erledigt. Für mich begann ein Leben im Sattel. Da der Farmverwalter mich als „Neudeutschen“ nicht gern kommen sah, beschloß er offensichtlich, mich auf die Probe zu stellen. Er fragte mich, ob ich reiten könne, was ich bejahte. Daraufhin gab er mir ein Pferd und ritt mit mir auf einen ca. 15 km entfernten Außenposten. Es ging immer abwechselnd Schritt und Galopp. Ich mußte alle Tore auf- und zumachen. Nie war ich so lange Strecken geritten, und beim Galopp saß ich nicht fest genug im Sattel. Ich biß die Zähne zusammen, versuchte Pferd, Gewehrshuh mit Knarre und Zügel in der Hand zu haben und auf den Weg zu achten. Dabei kam aber der Sitz zu kurz, und bald hatte ich mich so durchgeritten, daß ich auf dem blanken Fleisch saß. Solange es da warm und feucht war, ging es, sobald ich aber absteigen mußte, war es aus. Ich ließ mir nichts anmerken, der Verwalter bemerkte es aber doch und beschloß anscheinend, mir eine Hornhaut auf dem Achterteil zu verschaffen. Er tat das so gründlich, daß ich mich nie wieder durchgeritten habe. Täglich mußte ich nun mit mehreren Eingeborenen Rinder suchen, an Wasserstellen zusammenreiben, zum Haus oder in neue Kamps bringen. Große Kälber wurden von den Kühen getrennt, nachdem sie gebrannt und die Bullenkälber kastriert worden waren. Schlachtrinder brachte ich in Abständen von zwei Wochen zur Verladestation. Daneben mußte ich Pferde beschlagen, junge Pferde einreiten und oft auf Jagd gehen, um fürs Haus und die Eingeborenen einen Kudu (große Antilope) zu schießen.

Jeder Tag war mit Arbeit voll ausgefüllt. Ich lernte bei meinem erfahrenen Lehrmeister sehr viel und spürte vom ersten Tag an: Dieses Land und seine Art gefallen mir. Hier gibt es Arbeit, Verantwortung und Freiheit. Aller Druck der europäischen Enge verschwand, und ich fühlte mich in der neuen Heimat wohl und glücklich. Im Laufe der Jahre habe ich das Land immer mehr lieb gewonnen.

Nach einiger Zeit wurde ich auch bei den Karakulschafen eingesetzt. Ich fuhr morgens, übrigens bei bitterer Kälte, wie sie in SW oft während der Monate Mai bis August herrscht, mit der Pferdekarre zu zwei etwa 10 km entfernt liegenden Wasserstellen, in SW Posten genannt, um die frischgeborenen Lämmer zu holen. Am Farmhause wurden diese dann zur Pelzgewinnung geschlachtet. Mich interessierte dieser Zweig der SWer Farmwirtschaft außerordentlich. Er sollte mein weiteres Schicksal in SW bestimmen.



Karakulschafe auf der Weide der Farm Jena

Während der 4 Monate, die ich auf Krumhuk verbrachte, bekam ich ein Gehalt von 1,10 £ pro Monat. Nie habe ich später einen so großen Teil meines Verdienstes gespart, nämlich zwei Drittel. Geld brauchte ich nur für Briefmarken, etwas Tabak und gelegentlich ein Hemd für 6 sh.

Bald erwies es sich, daß ich recht daran getan hatte, nach SW zu gehen, obwohl ich nur für ein Taschengeld arbeitete. Von einem Karakulfarmer, den ich kennenlernte, bekam ich das Angebot, für 5 £ im Monat seinen Bestand von ca. 3000 Schafen zu betreuen. Ich bedankte mich bei Vater Voigts für die Chance, die er mir trotz schwerster Krisenzeit geboten hatte, und bat ihn, mich freizugeben. Er willigte ein, und ich trat im Norden

des Landes meine neue Arbeit an. Der Farmer holte mich in Otjiwarongo mit einem Halbtonner-Dodge-Lastwagen, Baujahr 1926, ab. Zu meinem größten Erstaunen war der Wagen mit einem Holzgasapparat ausgerüstet, der bestens funktionierte. Es waren keine Mittel zum Benzinkauf vorhanden, Holzkohle konnte man aber genügend auf der Farm selbst gewinnen. Nun lebte ich fast ein Jahr einsam auf Außenposten. Wegen der schweren Dürre zog ich mit den Schafen und ihren Wächtern von Wasserstelle zu Wasserstelle. Manchmal schlief ich im Zelt, oft unter dem blanken Sternhimmel am Feuer. Der Farmer war meistens abwesend oder mit seinen Rindern beschäftigt, so daß ich die Schafe ganz selbständig bearbeitete. Viel lernte ich in dieser Zeit aus Fehlern und Erfahrungen, wobei mir etwas mehr Anleitung besser getan hätte. Ich sah nur jede 2. Woche einen Weißen, wenn ich dann sonntags zum Farmhaus ritt. Eine schwere Probe für einen jungen Menschen, der gewöhnt war, immer im Kreise von Verwandten oder Freunden zu leben. Nachdem ich 6 Monate lang versucht hatte, die abgemagerten Karakulschafe durch die Dürre hindurch am Leben zu erhalten, zogen eines Tages im Dezember 1933 schwere Gewitterwolken auf, und der erste Regen setzte ein.

Weitere schwere Regen folgten, ja, es regnete 4 Monate lang fast täglich, und ich erlebte die sagenhafte Regenzeit 1934 mit, die alle früheren guten Regenjahre in den Schatten stellte. Das Jahresmittel wurde im ganzen Land um 100—200 % überschritten. Bald war das Land mit kniehohem, später brusthohem Gras bedeckt. Schafe und Rinder wurden fett und munter. Alle Not des Landes schien behoben, zumal auch die Produktpreise langsam zu steigen begannen. Die schwere Regenzeit hat sich viele Jahre lang günstig auf die Farmwirtschaft ausgewirkt. Der Grundwasserspiegel stieg enorm an, und der Boden hatte sich mit einer dichten Narbe mehrjähriger Gräser bedeckt. Eine unangenehme Folge des Regens stellte sich erst etwas später heraus: Die Schafe litten nach der vielen Nässe so stark unter Darmparasiten, daß viele Farmer im regenreichen Norden die Schafzucht aufgeben mußten.

Vor meiner Ausreise nach SW hatte ich in Leipzig den Chef des großen Persianerhandelshauses Thorer kennengelernt. Er sagte mir: „Wenn Sie eine Zeitlang in SW gearbeitet haben und Sie gerne im Lande sind, dann schreiben Sie mir mal, vielleicht kann ich Sie dann gebrauchen.“

Im April 1934 schrieb ich nach Leipzig und bekam umgehend folgendes Angebot: „Kommen Sie auf eigene Kosten nach Leipzig. Wir bilden Sie ein Jahr lang zum Persianerfachmann aus und werden Sie anschließend in SW einsetzen.“ Ich sagte sofort zu, bezahlte von einem Teil meiner Ersparnisse die Überfahrt nach Deutschland und begab mich im Mai 1934 auf die Reise nach Leipzig. Die Bahnfahrt zur Küste war besonders interessant im Vergleich zu meiner Fahrt im Jahre davor. Bis weit in die Namibwüste war alles grün, lange Strecken fuhren wir durch Wasser und oft durch ungeheure Heuschreckenschwärme. Die Biester saßen in solchen Mengen auf den Schienen, daß die Antriebsräder der Lokomotive auf den zerquetschten Leibern rutschten und wir kaum vorwärtskamen. Oft mußten

wir die Fenster schließen, da die Heuschrecken in Massen ins Abteil geflogen kamen.

In Leipzig und London, wo ich drei Monate arbeitete, beschäftigte ich mich nun fast ein Jahr lang intensiv mit Persianerfellen jeder Art und Herkunft. Ich sortierte die Südwester Einkäufe, besichtigte und taxierte die Felle auf den großen internationalen Auktionen in Leipzig und London, wurde im Verkauf der zugerichteten und gefärbten Felle eingesetzt und bearbeitete Sortimente russischer und afghanischer Persianerfelle. Nach Abschluß der Ausbildung waren mir alle „Persianerprobleme“ vertraut. Und nun kam die große Enttäuschung. Wegen der schwierigen Devisenlage Deutschlands war die Persianereinfuhr fast gänzlich gestoppt worden, und die Südwester Einkaufsorganisation von Thorer war unterbeschäftigt.

Im Augenblick kam also meine Anstellung nicht in Frage. Die Firma vertröstete mich auf später, bezahlte meine Wiederausreise und verschaffte mir eine Farmverwalterstelle in der Nähe von Windhuk. Enttäuscht reiste ich im April 1935 wieder nach SW. Das vergangene Jahr der Ausbildung schien mir vertan. Ich begann wieder da, wo ich aufgehört hatte. Ich arbeitete aber gern auf der bildschönen Gebirgsfarm bei einem freundlichen Farmer und seiner großen, netten Familie. Wieder betreute ich die Karakulschafe. Aber schon nach 4 Monaten kam die Nachricht aus Leipzig, daß der Ankauf von Persianerfellen sich normalisiert hätte und ich baldmöglichst bei der Südwester Tochterfirma von Thorer antreten möchte.

Im August 1935 trat ich für nur 10 £ pro Monat (wovon auch Zimmer und Verpflegung zu bezahlen waren) in Kalkfeld, im Norden SWs an. Die Firma hatte 4 Filialen im Land mit ca. 10 Einkäufern. Diese fuhren während der Lammungsperioden von Farm zu Farm und kauften die vorhandenen Persianerfelle — falls die Konkurrenz ihnen nicht zugekommen war. Diese Tätigkeit war ganz nach meinem Herzen. Ich lernte im Laufe der Jahre alle Schafbezirke des Landes kennen. Auf einem  $\frac{3}{4}$ -Tonner-Lastwagen war ich viele Monate des Jahres unterwegs (auf Pad sagt man in SW) und lernte dadurch viele Farmbetriebe eingehend kennen. Auch konnte ich die wirtschaftlichen Stärken und Schwächen der Farmer und ihrer Betriebe genau studieren. Ich kaufte jährlich 20 000—30 000 Felle im Wert von ca.  $\frac{1}{2}$  Million Mark alleinverantwortlich auf. Da kam es auf ein gutes Beurteilungsvermögen an, denn Überzahlungen der Ware konnten einen Verlust bedeuten mit vielen unangenehmen Folgen für den Aufkäufer.

Ich begann im Norden, blieb dann  $2\frac{1}{2}$  Jahre lang im Süden, in Mariental und Keetmanshoop, und wurde dann als 2. Mann nach Windhuk versetzt. Während der Lammzeiten gab es kein Wochenende oder feste Arbeitszeiten. Da wurde durchgearbeitet. Von Dezember bis März ging es dafür gemütlicher zu. Anfangs mußte ich als jüngster Angestellter nebenher die Lagerbuchführung machen, später machte ich, neben dem Aufkauf, die Exportsortimente für die verschiedenen Abnehmerländer mit ihren unterschiedlichen Anforderungen (Deutschland, England, Frankreich, USA, Kanada). Vor allem aber mußte ich ein halber Automechaniker werden.

Die Pads waren nur raue Verbindungswege, oft kaum befahrbar. Auf meiner ersten selbständigen Fahrt brachen mir 7 Blätter der Vorderfeder und ich mußte alleine, mitten im Gelände, eine Reservefeder einbauen. Als ich eines Tages abends, nach einer erfolgreichen Einkaufstour, mit vollem Wagen nach Windhuk fuhr, geriet ich auf eine üble Wellblechstrecke (Rifflung des losen Bodens durch Befahren mit Autos. Direkt hinter einer unübersichtlichen Kurve stand plötzlich ein Donkey, dem ich mit voller Fahrt in das Hinterteil sauste. Das Biest ging in die Knie, es gab einen tollen Krach, dann herrschte Totenstille, und nur das Zischen von Dampf aus dem zerstörten Kühler war zu hören. Es war stockdunkel, da die Scheinwerfer nicht mehr brannten. Den Donkey glaubte ich nun gleich verrecken sehen zu müssen, aber nein, das Vieh erhob sich, schüttelte sich, trabte einige Meter weit fort und erhob dann ein grimmiges Kriegsgeschrei. Nun hätte ich ihn am liebsten totgeschlagen! Kühler, Ventilator, Scheinwerfer, Schutzbleche und Motorhaube waren kaputt. Ich quälte mich in Fahrtteilstrecken — immer abwartend, bis das restliche Kühlwasser wieder kalt geworden war — bis zur nächsten Reparaturwerkstatt. Später hatte ich nie wieder einen Unfall!

Nachdem ich mich in den nächsten Jahren eingearbeitet und bewährt hatte, steigerte man meine Bezüge in Form von Gehalt und Tantieme allmählich auf ca. 60 £ pro Monat. Während dieser Jahre hatte ich aber depot ausbezahlt wurde und ich wieder etwas erspart hatte, tat ich den immer das Ziel vor Augen, Farmer zu werden. Als mir 1936 mein Einreiseersten Schritt in Richtung auf das Ziel. Ich kaufte mir 35 Karakulmutter-schafe und gab sie einem Bekannten auf halben Anteil, d. h., er versorgte die Tiere auf seine Kosten, der Ertrag wurde zu gleichen Teilen geteilt. Von diesem Zeitpunkt an habe ich dann alle Erträge aus den Schafen und alles ersparte Gehalt in den Zukauf von Schafen und Rammen investiert. Die Regenfälle waren jahrelang günstig, und es bestanden keine Weidesorgen. Mitte 1940 besaß ich 900 Mutterschafe. Ich hatte die Absicht, denselben Weg einzuschlagen, wie vor mir viele Neueinwanderer: Geld verdienen, Vieh anschaffen und auf Anteil vergeben, Land pachten und schließlich eine Farm kaufen. Ein wahrscheinlich langwieriger und mühsamer Weg, aber möglich unter den südwestlichen Verhältnissen.

Aber wie so häufig im Leben kam erstmal alles anders. 1939 wollte ich per Schiff nach Deutschland fahren, um eine Wehrdienstübung zu machen. Unvermutet brach der Krieg aus, und mein Dampfer kam nicht mehr. Uns bedrückte die Kriegserklärung an Deutschland sehr, denn wir hier draußen empfanden sie von Anfang an als das Entfesseln eines Bruderkrieges — als was es sich schließlich auch erwies. Bis Juni 1940 ging das Leben der Deutschen in SW normal weiter. Unsere Bewegungsfreiheit wurde allerdings eingeschränkt, wir mußten Waffen und Radios abgeben, aber, bis auf etwa 100 Deutsche, blieben wir auf freiem Fuß. Ab Juni 1940 wurden dann aber die meisten Männer zwischen 20 und 60 Jahren interniert und nach Südafrika in hermetisch von der Außenwelt abgeschlossene Lager gebracht. Auch mir erging es so. Anstatt Soldat sein zu können, wie meine

Alterskameraden in Deutschland, mußte ich volle 6 Jahre in verschiedenen Lagern hinter Stacheldraht verbringen. 6 lange, harte Jahre waren wir von allem Leben abgeschnitten, durften keine Arbeit ausführen, wurden durch immer neue Schikane gequält — haben aber doch nie den Optimismus und den Schwung verloren, durch Lernen und Sport die Zeit zu nutzen. Eine große Anzahl von Professoren und Lehrern sowie Wissenschaftlern, die sich im Lager befanden, ermöglichten den Aufbau der „Deutschen Schule Andalusia“, einer umfassenden, vorbildlichen Organisation. Nachdem ich 2 Jahre lang an landwirtschaftlichen Kursen teilgenommen hatte, habe ich 6 Semester Volkswirtschaft studiert, wozu ein eingehendes Studium von Jura, Betriebswirtschaftslehre und vor allem Buchführung gehörte. Nebenher habe ich Russisch gelernt.



Farmschulkinder auf Farm Jena  
(zwei eigene und fünf Nachbarkinder)

Der Besitz der Deutschen war dem Treuhänder für Feindeigentum unterstellt worden, aber dem Besitzer zur Verwaltung und laufenden Rechenschaftslegung überlassen worden. Ein treuer Freund von mir sorgte für meine Schafe und 200 Rinder, die ich Anfang des Krieges gekauft hatte. — Als Deutschland den Krieg verloren hatte, drohte uns das gleiche Schicksal wie allen Deutschen in den von England kontrollierten Überseegebieten: die Deportierung. Das Gegengewicht der deutschfreundlichen afrikanischen (Buren) Bevölkerung SAs gegen die englandfreundliche Regierung war aber 1946 bereits so groß, daß unsere Deportierung zurück-

gestellt wurde. Als 1948 dieser Bevölkerungsteil an die Regierung kam, wurden alle Deportierungsbefehle zurückgezogen, alle Beschränkungen der Bewegungsfreiheit aufgehoben und unser Eigentum uns zurückgegeben.

Inzwischen war aber 1944—1946 SW von einer furchtbaren Dürre heimgesucht worden. Meine Schafverträge wurden aus Weidegründen gekündigt. Da gelang es meiner Braut, die nun schon 4 Jahre auf meine Rückkehr wartete, eine Farm für mich zu pachten und bis Mitte 1946 dort meine Schafe und Rinder für mich zu erhalten. — Endlich, Ende Mai 1946 wurden wir aus den Lagern Südafrikas entlassen, durften aber noch nicht nach SW zurückkehren. Meine Braut kam von SW zu mir, und im Juni 1946 konnten wir endlich in Pretoria heiraten. Meine Schafe hatten die Pachtfarm für ein Jahr verlassen müssen, da es auch dort 1946 nicht regnete und befanden sich im Nordosten des Landes auf Unterpacht. Ihre Einnahmen verzehrten sich dort selbst, und wir standen in Pretoria vor dem Nichts. Da gelang es mir, auf Grund der intensiven Buchhaltungskurse im Lager eine gute Stellung als Buchhalter in einem Steuerbuchhaltungsbüro zu finden. Meine Frau betreute die Familie einer Holländerin, die nach Holland gefahren war. So haben wir uns fast ein Jahr lang in Pretoria durchgeschlagen, lernten Südafrika lieben, und ich bereicherte mein Wissen durch meine interessante Bürotätigkeit.

1947 schlug endlich die Stunde der Freiheit, der Rückkehr nach SW. Voll stärkstem Tatendrang bezogen wir die Pachtfarm, 7000 ha groß, und versammelten auf der inzwischen gut mit Weide versehenen Farm meine 1000 Schafe und die auf 75 Kopf dezimierten Rinder. Der erste Dämpfer kam aber schnell, als sich meine Frau bei einem Unfall mit der Pferdekarrre Schien- und Wadenbein brach und 5 Monate lang liegen mußte. Nachdem ich mir 1949 und 1951 auch noch je ein Bein brach, blieben wir von weiterem Mißgeschick verschont.

Nun begann für uns die schöne Zeit des Aufbaus. Ich verlegte mich auf Grund meiner früher gesammelten Kenntnisse auf die Produktion besonders hochwertiger Persianerfelle. Mein Ziel war der sogenannte Breit-schwanzpersianer, ein kurzhaariger, seidiger Persianer mit ausgeprägtem Lyrामuster. Als dieses Ziel später weitgehend erreicht war, ergab sich hieraus der Verkauf von hochwertigem Zuchtmaterial. Die Schafeinnahmen bestanden nun aus dem Verkauf von Persianerfellen, Wolle, der zweimal jährlich stattfindenden Schur und dem Verkauf von Zuchtmaterial und alten Schafen zu Schlachtzwecken.

Die Rinder kreuzte ich mit Vollblutbullen der englischen Fleischrasse „Sussex“ auf, um hochwertige Schlachttiere für den südafrikanischen Markt zu liefern.

Bis 1952 kaufte ich nebenher, von der Farm aus operierend, wieder Felle für meine frühere Firma auf. Die von Anfang an entstehenden Überschüsse aus meiner Farmerei und die Einkünfte aus meiner Fellkauf-tätigkeit legte ich zurück, um mein nächstes Ziel erreichen zu können: den Kauf einer eigenen Farm. 1949 wurde mir eine 10 000 ha große, nur wenig aus-



gebaute Farm im Bezirk Rehoboth, in der südlichen Mitte des Landes, angeboten. Die Farm eignete sich zur gemischten Schaf- und Rinderhaltung. Von der Kaufsumme von 16 000 £ besaß ich nur ein Viertel in bar. Als Pachtfarmer verfügte ich aber schon über einen ausreichenden Viehstock, alle Werkzeuge, Fahrzeuge usw. Ich nahm daher das Risiko auf mich, 12 000 £ zu borgen. Das geschah in Form von 1. und 2. Hypothek sowie einer kurzfristigen Anleihe. Keinerlei Mittel standen mir von meiner oder der Familie meiner Frau zur Verfügung. Die Abzahlung der Landschulden und der spätere Ausbau der Farm wurden ausschließlich aus Farmeinkünften finanziert.

Damit war 17 Jahre nach meiner Ankunft in SW endlich das Fundament zur Selbständigkeit gegeben. Die Farm, von uns Jena benannt, wurde uns und den zwei Söhnen Heimat und Lebensinhalt. Arbeitsreiche Jahre folgten. Ich erweiterte den Viehstock auf 2500 Karakulschafe und ca. 600 Rinder. Mit Hilfe von Kontraktoren und farbigen Akkordarbeitern baute ich 10 Wasserstellen mit 44 Weidekamps aus. Im Zentrum der Farm wurde 1954 eine neue Hausstelle mit modernen Wirtschaftsgebäuden und Anlagen geschaffen. Die Farm wurde mit Schakaldraht an den Grenzen gesichert, so daß das bisherige Schafwächtersystem abgeschafft werden konnte. Durch intensive Wechselweidewirtschaft konnten auch die Folgen der periodisch wiederkehrenden Dürren weitgehend aufgefangen werden. Heute, 11 Jahre nachdem wir die Farm bezogen, stellt sie eine ausgeglichene Wirtschaftseinheit dar, rentabel und schuldenfrei.

Ich habe meine Arbeiten auf Jena immer ohne weiße Hilfe schaffen können. Anfangs hatte ich 12 schwarze Arbeiter. Als Folge der Entwicklung der Farmanlagen (Kamps, automatische Wasseranlagen, Druckgänge, viele neue Pads, starker Einsatz von Maschinen usw.) benötige ich heute nur noch 6 Arbeiter, die dem Bergdamarastamm angehören. Alle sind verheiratet, haben sehr große Familien, verdienen gut, besitzen gummibereifte Pferdekarre, Ziegenherden, Radio, Grammophon und Nähmaschinen. Alle sind 10—17 Jahre in meinem Dienst und durch die langjährige Zusammenarbeit gute Arbeiter geworden.

So habe ich vom Leben eines DKSer berichtet, vom ersten bescheidenen Anfang bis zur spät errungenen Selbständigkeit. Ich möchte jedem heutigen jungen Absolventen der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft Mut machen, auch für sich das Ziel des Selbständigwerdens vor Augen zu haben: das schönste Ziel für einen Landwirt.

Abschließend möchte ich noch berichten, daß es fünf meiner Freunde in der näheren Umgebung (einem DKSer und vier ehemaligen deutschen Soldaten) gelungen ist, nach dem Kriege eigene Farmbetriebe zu entwickeln.